Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 43 | Sonntag den 28. Oktober | 1906

Spieler.

(1. Fortsetzung.)

Moderner Kultur-Roman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Am Viktoria-Luiseplatz hatten zwei Herren, reiche Junggesellen offenbar, die erste Etage gemietet.

An der großen Flügeltür las man auf zwei kleinen Messingschildern untereinander die Namen „Miguel di Baranco“ und „v. Wunderlich“.

Soeben ließ sich dieser vom Portier im Lift hinauffahren und fragte:

„Ist Herr di Baranco noch zu Haus?“

„Jawohl, Herr Baron, ich habe den Herrn Zennjohr wenigstens noch nicht fortgehen sehen! . .“

Ein kaum merkbares Lächeln hob die herabhängenden Mundwinkel des bis auf einen kleinen englischen Kotelettebart glattrasierten Gesichtes. Dann nahm dieses längliche, ungesund aussehende Antlitz wieder den Ausdruck des Mißvergnügens und der Blasiertheit an. Ohne den devoten Gruß des Portiers zu beachten, entstieg er dem von diesem geöffneten Lift, zog an der Etagenglocke und ging ebenso wortlos an dem öffnenden Groom vorbei in sein Zimmer.

Dort legte er seine Handschuhe und den Zylinder ab, ließ sich von dem herbeieilenden Diener aus dem Paletot helfen und fragte mit halber Stimme:

„War jemand da?“

„Jawohl, Herr Baron . . . bitte, hier ist die Karte: Herr Freiherr v. Sandrat! . . .“

„Dummer Kerl!“ brummte Wunderlich, „kann alleine lesen! . . . wollte der Herr wiederkommen?“

„Jawohl, Herr Baron!“ . . . Der Herr sagten, sie wollten eventuell nachher noch einmal vorsprechen . . .“

„Gut, gut, gehen Sie man! . . .“

Der Diener, ein Mensch mit aalglattem Wesen, verschwand . . .

Am Kamin. Nach dem Gemälde von Carl Sohn. (Siehe Seite 8.)

Wunderlich trat ans Fenster. Er sah hinaus auf den großen Platz, dessen vom Regen triefende Anlagen so trübselig da lagen, und trotz des wohldurchwärmten Raumes überkam ihn ein Frösteln. Vor einigen Tagen war er vierzig Jahr alt geworden . . . aber er selbst kam sich vor wie ein Greis . . .

„Wozu das alles?“ dachte er, „eines Tages fliegt die Geschichte hoch . . . und denn . . . nein, ich will wenigstens mal was gutes tun, ich werde Sandrat warnen!“

Indem klopfte es.

„Herein,“ sagte Wunderlich mechanisch.

Baranco war es. Er trug einen Schlafrock aus rotem Sammet, der sich förmlich funkelnd um seine schlanken Glieder schmiegte, und sein bleiches, noch ein wenig verschlafenes Gesicht stach grell ab von dem pechschwarzen Haar, das er glatt hintenüber gekämmt und im Nacken gleichmäßig abgeschnitten trug.

Aber trotzdem der Spanier kaum aufgewacht schien, hatten seine dunklen Augen doch schon Glanz und seine Bewegungen zeigten die katzenhafte, kraftvolle Geschmeidigkeit, die an diesem schönen, rassigen Menschen jedem sofort auffiel.

„Frühstücken Sie mit mir, lieber Freund?“ sagte er auf Französisch und wiederholte seine Frage nach einer Weile auf Deutsch, da Wunderlich keine Miene machte, seinen Platz am Fenster aufzugeben.

Der andere zuckte die Achseln.

„Meinetwegen! . . .“

„Sie sind ja heute wieder so schlechter Laune, Baron!“

Der sah den Spanier groß an.

„Ja, und ich wundere mich nur, Sie ewig so heiter und aufgeräumt zu sehen!“

„Lala!“ machte der Spanier, „soll ich um die Kinderchen trauern, welche unsere unvergleichliche Königinmutter nicht gekriegt hat? . . .

Mir genügt Alphons der Dreizehnte! . . . Und ich brauche selbst diesen Potentaten nicht, da ich mir, wie Sie ja auch wissen, meinen Adel selbst fabriziert habe! . . ."

„Ja, Sie waren früher ja wohl Barbiergeselle!" meinte Wunderlich mit einer unendlichen Verachtung in Ton und Haltung.

„C'est vrai!" Der Spanier lachte hell auf, „meine Karriere macht mir so leicht keiner nach: als ich lange genug den biedern Bürgern von Sevilla die Bärte gekratzt hatte, avancierte ich eines Tages zum Taschenspieler. Und dieses Handwerk habe ich so wundervoll begriffen, daß ich es zuwege brachte, ein Grec*) zu werden und zwar einer, wie Sie ihn in den beiden Königreichen von Kastilien und Navarra so leicht nicht wieder finden werden! . . . Übrigens wollen Sie nicht wirklich mal diese gerösteten Oliven probieren? . . . Ich versichere Ihnen, Baron, das geht noch über den großen Schlag beim Bac! . . ."

Der Deutsche wandte sich mit allen Zeichen des Unbehagens ab von dem fettriefenden Gericht und nahm Kaviar aus einem Holzfäßchen, den er dann zum Toast mit dem Löffel aß.

„Auf unsern letzten Coup!" sagte der Spanier und hielt den innen vergoldeten Silberbecher, in welchem der Sekt perlte, dem Genossen entgegen.

Aber der stieß nicht an.

„Ich werde das nie lernen!" sagte er düster, „es ist ein Talent, das ich nicht habe! . . ."

Der Spanier zuckte die Achseln.

„Ich gebe ja zu, daß sich nicht jeder dazu eignet! Aber was will man machen! . . . Die Hauptsache ist, daß Sie bei unsern kleinen Privatlektionen gut aufmerken! . . . Ich habe doch schon Leuten die Volte avec une main beigebracht, die viel weniger feine Hände hatten!"

Der Baron betrachtete seine weißen, blaugeäderten Hände, die in ihrer schmalen Form den ein wenig degenerierten Adelstyp zeigten, und seufzte:

„Bei Gott! Ich wollte, die hätten arbeiten gelernt!"

„Pfui!" wehrte der Spanier ab, „arbeiten ist gut für Schwachköpfe! Ein Kavalier arbeitet nicht! Darunter leiden ja die Fingerspitzen! . . . Die Fingerspitzen!" er küßte die rosigen Kuppen seiner entzückend gepflegten Finger, deren Nägel den sanften Glanz des echten Perlmutts besaßen, „die man so notwendig braucht in unserer Kunst! . . . Da, schauen Sie her! . . ."

Der Grec hielt plötzlich, als sei es aus der Luft herab in seine Hand geflogen, ein Kartenspiel in seiner Rechten und dieses mit dem leichtgekrümmten Arm dem Baron entgegenhaltend, rief er mit seiner angenehmen Stimme:

„Denken Sie sich eine Karte!"

Wunderlich nickte.

„So," er reichte dem andern das ganze Spiel, „jetzt sehen Sie nach, wo liegt die Karte?"

Wunderlich blätterte flüchtig, dann gab er dem gespannt Aufmerkenden das Spiel zurück.

Und dieser ließ, die Karten in der leichtgekrümmten rechten Hand haltend, durch ein Aufschnellen der Finger aus der Mitte des Spiels heraus ein Kartenblatt fliegen und präsentierte es dem Verdutzten.

„Ja," sagte Wunderlich. „Treff sieben! . . ." Aber wie machen Sie das? . . . so habe ich das Kunststück noch nicht gesehen! . . ."

„Glaub' ich!" lächelte der Spanier, „so kann man's auch nur mit jemand machen, der Spieler ist und dessen Lieblingskarte man kennt! Von Ihnen weiß ich, daß Sie Treffsieben poussieren! . . . Nun, da ist es doch ganz einfach: ich hole eine Treffsieben aus der Servante, mit der linken Hand natürlich! . . ."

Er machte es jetzt langsam vor, wie er durch den offenstehenden Schlafrock in seine tiefausgeschnittene Weste griff und diese am Ausschnitt soweit umkippte, daß man die am Futter angebrachten Taschen, die sogenannten „Servanten" sehen konnte, in denen sich je ein wohlgeordnetes Kartenspiel befand . . .

„Sehen Sie, mon cher Baron, da habe ich alles, was ich brauche! ein leichter Ruck und das Kärtchen fliegt heraus und kommt, ohne daß die Augen der Spielratten es zu sehen brauchen unter den Coupon! . . ."

In der Tat ließ er bei diesen Worten eine Karte aus der Servante herausspringen und mit einer an das Wunderbare grenzenden Geschicklichkeit zwischen dem mit der Rechten gehaltenen Spiel verschwinden. Dann vollführte diese seine rechte Hand eine kaum wahrnehmbare Bewegung und, als drücke er auf eine Feder, sprang die Karte durch die Volte aus der Mitte des Spieles einmal obenhin auf und dann wieder an den untersten Platz, gerade wie er es haben wollte . . .

„Und wenn Sie sich nun einmal irren," sagte Wunderlich, der nun ebenfalls, wenn auch vergeblich, versuchte, die Volte in dieser vollendeten Weise zu schlagen, und wenn es nicht wie hier im Spaß geht, sondern im Ernst, beim Spiel?! . . ."

„Cela ne vaut pas! . . . Man kann doch nicht jeden Satz gewinnen! . . . Die anderen wollen doch schließlich auch etwas behalten! . . ."

Der Baron steckte sich eine neue Zigarette an und trank rasch hintereinander zwei Becher Sekt.

„Und was machen Sie, wenn wir einmal auffliegen, Miguel?"

Der Spanier lachte, daß seine weißen Zähne nur so blitzten.

„Dann verschwinde ich selbst, mit einem Coup de foudre**) . . ."

*) Falschspieler. **) Eigentlich Blitzschlag, aber auch als Spieler-Ausdruck für die Volte gebraucht.

„Ich auch!" sagte Wunderlich und griff unwillkürlich nach seiner Westentasche, wo ein winzig kleines Fläschchen steckte, daß mit einem schnell tötenden Gift gefüllt war.

V.

Die Glocke schrillte draußen.

Die beiden Herren horchten auf.

„Ich werde rasch gehen und mich anziehen!" sagte der Spanier mit gedämpfter Stimme. „Bearbeiten Sie den Knaben derweile tüchtig . . . Sie wissen, daß wir diesen dritten Mann notwendig gebrauchen! . . . Beim Pharao, das man hier zu Lande törichterweise „Tempel" nennt, geht es ohne zwei Kosaken*) gar nicht . . . außerdem sind Sie, lieber Baron . . . na, Sie wissen ja selber . . . aber vorsichtig, bitte! . . . ja.

Der Diener klopfte und während der Spanier ins Nebenzimmer schlüpfte, bat Wunderlich, den Freiherrn v. Sandrat hereinzuführen.

Wunderlich, der nie ein besonders gutmütiger und gefühlvoller Mensch gewesen war, hatte heute seinen weichen Tag. Es war sein fester Entschluß, den jungen Edelmann zu warnen. Der sollte nicht dasselbe traurige Los haben, wie er selber, der eines Tages ohne Existenzmittel den Falschspielern in die Hände gefallen war und sich ihnen angeschlossen hatte, ohne doch jemals ihre Fertigkeiten zu erlangen.

Sandrat, der gleich darauf eintrat, betrachtete mit vergnügtem Gesicht den üppig besetzten Tisch und ließ sich gern wieder und wieder den Becher mit Sekt füllen. Essen wollte er nichts, aber die wirklich fein ausgesuchte Flor de Bahia rauchte er mit Anerkennung.

„Sie verstehen etwas davon, Baron! Freilich, wenn einem solche Mittel zur Verfügung stehen . . ."

Wunderlich zuckte die Achseln. Und ein Gefühl überkam ihn, als würde sein Warnungsruf am Ohr dieses Mannes ungehört verhallen.

„Herr di Baranco", begann der Freiherr, „hat mich hergebeten, wie Ihnen ja wohl bekannt sein dürfte, Herr v. Wunderlich . . . ich hoffe doch, daß ich ihn nicht verfehlt habe . . ."

Er zog dabei seine Uhr, steckte sie aber rasch wieder weg; trotzdem hatte Wunderlich gesehen, daß es eine jener billigen Doublé-uhren war, die man für 12—15 Mark in jedem Laden kauft. Und die Hoffnung, ihn von dem gefährlichen Wege, den Sandrat betreten wollte, abzuhalten, schwand bei Wunderlich immer mehr.

„Der Senor wird sofort erscheinen", sagte er jetzt mit müdem Tone, „er vervollständigt nur seine Toilette, übrigens wußte ich in der Tat nichts davon, daß Sie uns heute die Ehre Ihres Besuches geben würden . . ."

Der andere wurde ein wenig unsicher.

„Sie wissen das nicht? . . . hm . . . Da hat wohl Herr di Baranco vergessen, Ihnen Mitteilung zu machen . . . übrigens, wir können ja ruhig davon sprechen: es handelt sich um einen festeren Zusammenschluß derjenigen Kreise, die ebenso wie wir ihr Vergnügen an einem kleinen Jeu finden . . . Pardon, wie meinten Sie eben?"

Wienfried v. Wunderlich preßte die schmalen Lippen fest aufeinander. Er hatte leise eine Verwünschung vor sich hingemurmelt, nun entschuldigte er sich: er habe gar nichts gesagt, gar nichts! . . . . Übrigens, das wär' ihm allerdings bekannt . . . Jawohl . . . das wüßte er . . . er sei nur . . . er hätte nur noch nicht . . . er . . .

Sandrat betrachtete ihn verwundert, wie der Mann an seiner Seite so wirr hin- und herredete; daß aber jener nach Worten und nach der passenden Form suchte, in der er ihn vor dem Spanier warnen konnte, das ahnte der junge Freiherr nicht . . .

Indem ging die Seitentür geräuschlos auf, der Spanier erschien im tadellosen Gesellschaftsanzug

Und mit jener Höflichkeit, welche ein so merkwürdiges Kennzeichen der ganzen Rasse ist, wenngleich das Herz von dem Inhalt dieser glänzenden Floskeln nur wenig weiß, ging er auf den jungen Mann zu und bat ihn, dieses Haus als das seine zu betrachten, über seine Dienerschaft zu verfügen und so oft ihm beliebe, her zu kommen! . . .

Sandrat, fast bestürzt über soviel Entgegenkommen, stammelte einen Dank und fragte dann, durch das Benehmen Wunderlichs ein wenig unsicher geworden, was ihn denn bewogen habe, ihn einzuladen . . .

„Aber darüber sind wir uns doch vollkommen klar, verehrter Freund! . . . nicht wahr? . . . Ich denke, mein lieber Herr v. Wunderlich, Sie haben das auch schon mit Herrn Baron v. Sandrat besprochen?! . . . Und im übrigen, dazu haben wir ja auch immer noch Zeit! Vorläufig wollen wir erst noch einen Becher Sekt auf das Wohl unsres lieben Gastes trinken! . . . Darf ich bitten, Herr Baron!"

Sie tranken und das wirklich unterhaltsame Geplauder des Spaniers führte sie schnell von allem ernsten hinweg in seine Heimat, zu schönen, glutäugigen Frauen, die weniger streng als diese blonden Deutschen wären und dem, den sie liebten, auch die Beweise ihrer Gunst gäben! . . .

Darüber wurde hin und her disputiert bis Wunderlich auf einen Wink seines spanischen Kumpans hin plötzlich wieder auf das Anfangsthema kam, mit den Worten:

„Und was den Klub betrifft, den wir gründen wollen . . ."

„Ach, Sie wollen einen Klub gründen?" fragte Sandrat erstaunt, „und da soll ich Mitglied werden, nicht wahr?"

Wunderlich beobachtete das Gesicht des jungen Mannes bei diesen Worten gespannt, aber er las in dessen Mienen nichts als die empfänglichste

*) Die den eigentlichen Falschspieler deckenden Genossen heißen „Hände" oder „Kosaken".

Zustimmung, und seine Hoffnung, wenigstens diesen vor den Fallstricken des Spaniers retten zu können, schwand mehr und mehr.

„Nein", sagte Baranco, „Mitglied nicht, Herr Baron! . . . Damit allein ist uns nicht gedient! Mitglieder finden wir jeden Tag, soviel wir nur haben wollen! Wir brauchen noch einen Vorsitzenden! Drei Herren müssen im Komitee sein, das ist das wenigste! Und dann sehen Sie, das zahlt sich ja auch aus, ich meine die damit verbundene Mühe! Es ist selbstverständlich, daß durch Zeichnungen respektive Banküberschüsse ein Klubvermögen angesammelt wird, aus dem denjenigen Herren, die für den Klub arbeiten, gewisse Bezüge gewährleistet werden!"

Das Gesicht Sandrats wurde immer heller. „Pardon, meine Herren", sagte er, „aber ich kann nicht anders, als Ihnen sagen, daß Ihr Vorschlag meiner . . . na, wie soll ich sagen, meiner momentanen Situation direkt . . . ja wirklich direkt entgegen kommt! . . . Es ist ja keine Schande, das auszusprechen, aber ich . . . na, mit einem Wort, ich bin sozusagen 'n bißchen auf 'n toten Punkt angekommen mit meinen Finanzen . . ."

Der Spanier legte dem Freiherrn leicht die Hand auf den Arm.

„Geben Sie mir den Vorzug", bat er mit fast bewegter Stimme, „Herr Baron! . . . Wirklich, Sie würden mich unendlich glücklich machen, dadurch! . . ."

Sandrat war ein wenig verblüfft.

„Wie denn?" fragte er unsicher, „ich soll . . .?"

„Jawohl", fiel jetzt Wunderlich ein, „Sie sollen jede falsche Scham beiseite lassen, verehrter Herr Baron, und uns offen die Summe sagen, welche Sie brauchen! Glauben Sie uns, Sie finden hier Diskretion und Verständnis für jede Lage . . ."

Er wunderte sich selbst, daß er auf einmal seiner Absicht, Sandrat noch rechtzeitig einen Wink zu geben, so untreu wurde, aber die Suggestion, die der Spanier auf ihn ausübte, war zu stark! Ohne daß dieser Grec ihm jemals gedroht oder ihm seine Macht hätte fühlen lassen, fühlte er sich ihm untertan und zu allen Diensten verpflichtet . . . Er liebte ihn wahrlich nicht, diesen schwarzen Teufel, aber er hätte auch nicht sagen können, daß er ihn haßte. Im Gegenteil, es ging von dieser Persönlichkeit ein Zauber aus, dem sich einfach niemand entziehen konnte.

Dem jungen Sandrat sah man es an, daß und wie er mit sich kämpfte. Ohne zu ahnen, welch eine schwere Fessel er sich mit der Annahme dieses Darlehns auferlegte, ward er hier vor einer seltsamen, ihm selbst unerklärlichen Befangenheit ergriffen . . . Ihm war zumute wie damals, als er seinem nun leider schon lange toten Vater seine ersten Studentenschulden beichtete. Aber schließlich blieb die wirkliche Not, in der er sich befand, doch Siegerin; er verlangte nach dem Grundsatz, nie zu kleine Summen zu nennen beim Borgen, rund zwanzigtausend Mark.

Der Spanier ging mit federnden Schritten an seinen Schreibtisch, nahm das dort nachlässig hingeworfene Scheckbuch und füllte eines der Formulare mit der genannten Ziffer und seinem Namen aus.

„Wenn Sie uns das Vergnügen Ihrer Gesellschaft so lange schenken wollen, lieber Herr Baron, so schicke ich rasch den Diener zur Bank!"

Sandrat blieb gern. Und im Plaudern kam man auch auf die Treibjagd zu sprechen, welche alle drei Herren in Karsthügel gemeinsam mitgemacht hatten.

„Ein ganz charmanter Wirt", sagte Baranco, „ich habe mich vortrefflich unterhalten bei Herrn v. Muchow."

„Ja . . . und ein sehr alter Adel", setzte Wunderlich hinzu, „die Füchse v. Muchow wurden schon unter dem Burggrafen von Nürnberg geführt . . . es soll sogar einer", setzte er lächelnd hinzu, „damals den Hund haben tragen müssen! . . ."

„Wohl weil er die an seiner Burg vorbeikommenden Krämer etwas zu scharf ansah?" meinte Sandrat lächelnd, „na jedenfalls ist Klaus v. Muchow ein ganzer Kerl und seine Tochter . . . ich meine Fräulein Bianka . . . Sie haben die junge Dame ja auch gesehen beim Jagddiner . . . sie . . ."

„Wir verstehen," lächelte der Spanier.

„O nein, da irren Sie!" Der junge Mann wurde trotzdem ein wenig verlegen, „im übrigen . . . die Familie wird den Winter hier verleben. Und ich denke sicher, daß ich Herrn v. Muchow aus dem „Klub der Standesherren", dem er bis jetzt angehört, in unsern neuen Klub hinüberziehen werde . . ."

Holländische Wäscherinnen. Nach dem Gemälde von Gilbert von Canal, München. (Siehe Seite 8.)

„Das wäre sehr erwünscht!" Der Spanier nickte eifrig. „Im übrigen werden wir uns direkt an die Herren auf dem Lande und in den kleinen Garnisonen wenden! . . ."

Es klopfte, der Diener kam mit dem Gelde. Sobald er das Zimmer verlassen hatte, sagte der Spanier, Sandrat die braunen Scheine zuschiebend:

„Bitte, nur eine Visitenkarte mit der Zahl darauf, das genügt . . ."

Sandrat gab die Karte, dann empfahl er sich bald.

Als er die Wohnung verlassen hatte, sagte der Spanier:

„Bravo, den haben wir! . . . Caramba! . . ."

Dem andern aber war's, als habe er einen Menschen ermordet . . .

IV.

Es war ein herrlicher, frostklarer Wintertag. Aus den Riesenschornsteinen der Ziegelei Altenberg stieg feiner blauer Rauch gerade in die Höhe der silberblauen Unendlichkeit hinauf. Und hinter der Ziegelei, die tief unten lag mit ihren brennenden Öfen, mit den weitläufigen Ziegelscheunen und der fortwährend hin- und herrollenden Kleinbahn — hinter der Ziegelei erhoben sich, gelb aufleuchtend in der Morgensonne die Berge, die dunkle Fichten krönten, welche der Schnee wie mit Silberflocken bestreut hatte . . .

In dem großen Garten des Herrenhauses fuhren die beiden Zwillinge mit ihrem Ziegenbockschlitten spazieren. Die beiden schneeweißen Böcke setzten sich eben in Trab, wobei Karlchen herausfiel und ein mächtiges Geschrei erhob, während Kuno den Böcken nachlief, sie einholte und sie mit seinen kleinen Fäusten — die Zwillinge hatten erst ihren sechsten Geburtstag gefeiert — forsch aufhielt.

Sonst sah wohl die sorgsame Mama, wenn sich so ein Lärm erhob, nach ihren Jungens. Heute hatte Frau Hulda Kopf und Herz so voll mit anderen Dingen, daß sie gar nicht acht gab auf das Geschrei ihrer Kleinen . . .

„Ich habe Dich so sehr gebeten, Martin, und Du hast es mir auch so fest versprochen! . . . Denke doch bloß, wohin soll denn das führen! . . ."

Er saß am Frühstückstisch mit zusammengekniffenen Augen und böser Miene. So sah er vor sich hin und trommelte mit den Fingern auf die Tischdecke.

Sie betrachtete ihn mit der sorgenden Liebe der an Geist und Herz reicheren Frau und ihr Auge hing trotz alledem mit Wohlgefallen an seiner strammen Figur, die aufrecht dasaß mit der breiten, vom knappen Hausrock umspannten Brust und dem charakteristischen, blonden Kopf, der nur zu ausgeprägt in der Kinn- und Mundpartie war, womit allerdings die große Hakennase gut harmonierte . . .

Er sah sie nicht an, obwohl er ihr sonst von Herzen gut war und sie ihm immer noch ebenso gefiel, wie damals, als er sie geheiratet hatte. Sie war nicht hübsch, dazu war die Mundlinie zu gerade gezeichnet, die Nase zu hart und in der Spitze nicht tief genug, aber die Farben dieser achtundzwanzigjährigen Frau glichen ganz denen eines jungen Mädchens von sechzehn Lenzen und das blonde Haar, das sich über der klaren, kräftigen Stirn in tausend Löckchen rollte, war stark und leuchtend in der Farbe. Auch zeigten sich, wenn sie lachte, ihre gesunden Zähne zwischen den roten, liebenswürdigen Lippen . . .

Jetzt war der Ausdruck ihres noblen Gesichts voller Kummer. Und wie er so hartnäckig, so trotzig schwieg, begann sie wieder mit ihren Bitten:

„Martin! . . . Sieh mich doch mal an! . . . Habe ich mich denn jemals Deinen Wünschen entgegengestellt?! . . . Nicht wahr, nein? . . . Aber das geht doch nicht! . . . Das bringt uns ja schließlich alle um unser Hab und Gut! . . . Vor allen Dingen Du selbst! . . . Ich und die Kinder, wir sind ja versorgt . . ."

„Ja," sagte er mit einem häßlichen Auflachen, „Dein Vermögen ist ja sichergestellt! . . . Dafür hat Dein Vater schon gesorgt! . . ."

Sie überlegte eine ganze Weile, wie sie sich diesem Ton gegenüber verhalten sollte. Endlich sah sie ein, daß all ihre Güte und Nachgiebigkeit doch abprallen würde von dem Herzen des Mannes, den eine unselige Leidenschaft ihr und ihren Kindern entfremdet hatte . . .

Und sehr ernst sagte sie:

„Gott Lob und Dank! Wenn der Papa Dich nicht schon damals erkannt hätte, Martin, und vorgesorgt hätte, wer weiß, ob wir nicht noch mal würden betteln gehen müssen . . . Wenn man in einer Nacht, wie Du es getan hast, über fünfzehntausend Mark am Spieltisch verliert, dann . . . dann . . ."

Die Tränen stiegen ihr auf, aber sie bezwang sich tapfer.

„Wer? . . . ich?! . . ." begehrte er auf, „ich denke ja nicht daran, fällt mir ja gar nicht ein, so was . . ."

Sie winkte mit ihrer schönen, kräftigen, weißen Hand.

„Du brauchst Dich nicht zu verteidigen, Martin! . . . Ich habe, was ich sonst nie tue, heute früh, während Du noch schliefst, Dein Taschenbuch nachgesehen: darin hast Du ja alle die Schulden, die Du bei Herrn v. Muchow gemacht hast, aufgeschrieben! . . ."

„So . . . so . . . also Du schnökerst in meinen Taschen?! . . . das ist ja recht nett! . . . Aber hör' mal, Du, 'ne anständige Frau, die tut so was nicht! Und außerdem, was versteht Du davon! . . . Was versteht 'ne Frau überhaupt von solchen Dingen! . . . In Geldsachen hat der Mann zu reden, und nicht die Frau! . . ."

Ihr gütiges, vornehmes Temperament lenkte trotz seiner unpassenden Redensarten wieder ein, sie sagte, um den Tisch herumkommend und die Hand auf seine Schulter legend:

„Wir wollen uns doch nicht streiten, lieber Martin! Wer zu sagen hat in einer Ehe und wer nicht, darauf kommt es ja gar nicht an, hier handelt es sich doch um unsere Existenz und um die Zukunft unserer Kinder! . . . Und sieh mal, wenn das Geschäft auch noch so gut geht, eine solche Summe in einer Nacht auf die Karten zu setzen, das kann es ja nicht abwerfen! . . ."

Er lächelte verlegen.

„Na ja, 's is doch nu mal weg! . . . Davon kommt's doch nicht wieder! . . ."

„Nein, nein!" gab sie sofort nach, „darüber wollen wir ja auch gar nicht mehr reden! . . . Aber nicht wahr, Martin, Du gibst mir das feste Versprechen, daß Du nicht mehr spielst! Ich muß Dich darum bitten, Liebster! . . . Sei gut, ja?! Wir wollen ja auch alles tun, was Du willst! . . ."

Er lachte wieder. Dann meinte er in nachlässigem Tone:

„Meinetwegen, wenn Du's durchaus haben willst! . . ."

„Du versprichst es mir!" jubelte sie auf und vergaß in diesem Augenblick vollständig, daß er es ihr schon mehrmals versprochen, nicht mehr zu spielen, und daß er sein Wort doch nicht gehalten hatte. „Du versprichst es mir, Martin?! Ach, dann bin ich ja so froh! . . . Ich bin Dir so dankbar für das Wort, Martin! . . ."

Und nun kam ihr leise der Zweifel mit der Erinnerung an sein schon öfter gegebenes und gebrochenes Versprechen.

„Und nicht wahr Liebster, Du tust es auch?! . . . Denke doch ein bißchen an uns, wir haben Dich ja so lieb! . . ."

„Ja, ja", sagte er seufzend.

„Du sollst nicht traurig sein!" flüsterte sie, ihre Arme um ihn legend, „ich werde Papa auch bitten, daß er uns das Automobil schenkt, das Du so gern haben wolltest! . . ."

Er zuckte die Achseln.

„Bitte . . . aber höre mal, Kind, ich muß heute noch nach Berlin geschäftlich . . . geschäftlich . . ."

Zugleich mit seinen Worten verschwand der Sonnenschein von ihren Zügen . . . Dieses „geschäftlich", das kannte sie! . . . Aber ihre ruhige, stolze Natur brachte es nun nicht mehr fertig, ihm auch nur noch ein Wort zu gönnen.

„Wann fährst Du?" fragte sie tonlos, „damit der Friedrich Deine Sachen bereit hält."

„Um eins", erwiderte er und wollte ihr nach, da sie zur Tür ging. Aber sobald sie seine Absicht merkte, ging sie schneller und zog die Tür hinter sich ins Schloß.

Ihr roter Dachshund, der seine Herrin zärtlich liebte, stand auf und sah Martin vorwurfsvoll an.

„Na, Murx!" Der Ziegeleibesitzer wollte den Hund streicheln, „Murxchen! . . ."

Doch der dankte, drehte ihm den Rücken und ging wieder in seinen Korb . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Freiwerber.

Eine Nachsommer-Geschichte von C. G. V. Rödgen.

(Nachdruck verboten.)

Die letzten Badegäste hatten das kleine Fischerdorf am Ostseestrande schon seit geraumer Zeit verlassen. Nur im Hause der Kapitänswitwe Bruhn, das ein wenig abseits vom Strande, unter rauschenden Pappeln versteckt lag, hielten sich noch ein paar Fremde auf: eine Dame, ein Kind und ein Dienstmädchen. Als Badegäste konnte man die aber nicht ansehen, sie waren nur durch besondere Umstände gezwungen worden, ihren Aufenthalt in dem kleinen Badeorte bis in den Herbst hinein auszudehnen.

Die eben angedeuteten „besonderen Umstände" waren nicht gerade erfreulicher Natur gewesen, sie hatten in einer Erkrankung des Kindes bestanden.

Fred Karsten, so hieß der kleine, braunlockige Bengel, war für seine fünf Jahre ein ungewöhnlich geweckes Kind. Am Strande hatte er bereits vom Tage seines Eintreffens an eine „markante Erscheinung" gebildet. Keiner der anderen Jungen trug seinen breiten Hut mit solcher Grandezza und so keck auf die Seite gedrückt, wie Fred; keiner verstand seine Sandburg so hübsch mit Dünenhafer und Stranddisteln auszuputzen, wie er, und keiner der Kleinen war, wenn sie von den „Großen" einmal einer Anrede gewürdigt wurden, so schlagfertig in seinen Antworten — ohne dabei aber vorlaut zu sein — wie Fred Karsten.

Auch im Hause der „Mudding" Bruhn, wo Dr. Karsten mit seinem Söhnchen und der treuen Ida, die Fred von seinem ersten Schrei an kannte, die rechte Hälfte der Parterrewohnung inne hatte — auch dort war Fred der Liebling aller, nicht zum wenigsten auch der Frau Martha Eisener, die die linke Hälfte des Erdgeschosses bewohnte.

Ihre Bekanntschaft hatte Puck, der allzeit zu tollen Streichen aufgelegte Terrierhund der Dame vermittelt. Auf einem gemeinsamen Streifzug durch Mudding Bruhns Vorratskammer hatten Puck und Fred Freundschaft geschlossen, oder vielmehr Fred hatte sich die Freundschaft des kleinen zutraulichen vierbeinigen Gefährten dadurch erkauft,

daß er diesem ein verlockend aussehendes Kotelett, das zufällig gerade sehr bequem zur Hand lag, spendete. Daß er das getan, ohne die rechtmäßige Eigentümerin vorher um Erlaubnis zu fragen, berührte Puck nicht weiter unangenehm, ja, erhöhte vielleicht noch in den Augen des Hundes den Wert der Gabe, und so schloß sich der Terrier in dankbarer Erinnerung an den gehabten Extragenuß dem Spender in treuer, unzertrennlicher Freundschaft an.

Und das Bündnis beruhte auf Gegenseitigkeit. Hatte vorher, bei der Streife durch Mudding Bruhns Vorratskammer, Fred den Führer gemacht, lief Puck jetzt voraus, als die Forschungs- und Entdeckungsreise sich auf das Reich seiner Herrin erstreckte, und Fred ließ sich nicht ungern führen, denn bei einem Blick, den er von einer auf dem Hofe stehenden Kiste aus in das Schlafzimmer der Dame geworfen, hatte er auf der Waschtoilette eine Anzahl kleiner Büchsen und Flaschen bemerkt, die seine Wißbegier mächtig erregt hatten. Gern hätte er alle die Behälter auf ihren Inhalt hin geprüft, allein wie hätte er es wagen dürfen, eine fremde Wohnung zu betreten! Jetzt, da ihn Puck führte, war das etwas ganz anderes, denn Puck gehörte ja da hinein, hatte somit doch wohl die Berechtigung, Gäste einzuführen.

Und Fred machte von seinem Gastrecht ziemlich ausgiebigen Gebrauch; er durchforschte nicht nur die verschiedenen Büchsen und Flaschen, sondern verwendete auch den Inhalt, wo er es für angebracht hielt, und zwar ließ er, als uneigennütziger Freund, Puck an all den Herrlichkeiten partizipieren. Zunächst versuchte er, nachdem er seine beiden roten Pausbacken mit Hilfe der weichen Puderquaste tüchtig eingestäubt, den schwarzen Fleck, der sich über dem rechten Auge seines vierbeinigen Freundes hinzog, hinwegzupudern, dann, als der Versuch nur mäßig gelungen, griff er zum Parfüm-Zerstäuber, um seine kleine Persönlichkeit, sowie die seines Gefährten, in möglichst guten Geruch zu setzen.

Mitten in dieser Beschäftigung wurde er durch das Erscheinen der Wohnungsinhaberin gestört. Frau Martha Eisener stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, auf der Schwelle des Schlafzimmers und blickte erstaunt auf das Beginnen des kleinen Jungen hin.

Fred ließ sich aber nicht verblüffen. „Willst Du auch was haben?" fragte er die Dame, und machte Miene, seinen Worten die Tat auf dem Fuße folgen zu lassen. Allein Frau Eisener lehnte dankend ab und nahm dem Jungen das verkannte Spielzeug weg, wobei sie in einem Tone, der streng klingen sollte, was ihr aber nicht so recht gelang, fragte: „Wie kommst Du hier herein, kleiner Mann?"

Fred wies auf seinen Freund. „Der hat mich mitgenommen!"

„So? Puck hat Dich mitgenommen?" Sie wandte sich zu ihrem Hunde. „Höre mal, Puck, wenn Du mir wieder einmal Besuch bringst, noch dazu Herrenbesuch, dann führst Du ihn hübsch ins Wohnzimmer, aber nicht ins Schlafzimmer!"

Puck hörte, da er wohl wußte, daß die Worte ihm galten, aufmerksam zu, dann aber wälzte er sich auf dem Bettvorleger — das Parfüm mochte ihm unangenehm sein — und versuchte, mit beiden Vorderpfoten den dick aufgetragenen Puder abzuwischen.

Frau Eisener nahm den kleinen Jungen bei der Hand und führte ihn ins Wohnzimmer. Dort setzte sie ihn aufs Sofa und reichte ihm eine Cakesbüchse. Fred langte zu. „Darf ich Puck auch eins geben?"

Die Dame gab ihm belustigt die Erlaubnis dazu. „Du hast wohl meinen Hund sehr gern?"

Fred nickte nur, denn sprechen konnte er nicht, da er die ganze Cakesscheibe in den Mund geschoben hatte.

Als er den Mund wieder frei hatte, fragte ihn die Dame: „Wie heißt Du denn, Kleiner?"

„Fred!"

„Und mit dem anderen Namen?"

„Karsten — Fred Karsten!" — Und Du, wie heißt Du denn?"

„Eisener — Frau Eisener!"

„Und mit dem anderen Namen?"

„Martha!"

„Also: Tante Martha!"

„Ganz recht — Tante Martha!"

So war die Vorstellung zu beiderseitiger Befriedigung beendet und — Fred hatte eine neue Freundin. Denn Frau Eisener fand Gefallen an dem kleinen, geweckten und dabei bildhübschen Jungen, und Fred gefiels ganz ausnehmend bei seiner neuen Freundin, denn — Cakes war seine Schwäche!

Und durch Fred trat Frau Eisener auch zu Freds Vater in Beziehungen, die sich im Laufe der gemeinsam verlebten Wochen zu recht freundschaftlichen gestalteten. Dr. Alfred Karsten war ein Mann in den besten Jahren, eine stattliche Erscheinung mit dunklem Vollbart und ein paar Augen, deren freundlich-milde Blicke auf einen seelensguten Menschen schließen ließen. Der melancholische Ernst, der über seinem Wesen ausgebreitet lag, war wohl auf den Verlust zurückzuführen, den er durch den Tod seiner jungen Frau erlitten hatte. Sie war ihm vor zwei Jahren durch eine jäh verlaufene Lungenentzündung entrissen worden, und der kleine Fred war nun sein Ein und sein Alles, dem er seine ganze, große, zärtliche Liebe zuwandte.

Auch Frau Eisener war Witwe. Ihr Mann war Kaufmann gewesen. Sie hatte ihn verloren, als sie kaum drei Jahre verheiratet war. Das lag nun schon ein halbes Dezennium zurück. Jetzt mit ihren dreißig Jahren war sie eine Frau in der Vollkraft ihres Lebens. Nicht eigentlich eine Schönheit, dazu waren ihre Züge zu unregelmäßig und ihre Gestalt ein wenig zu voll. Aber der sonnige Humor, der von ihr ausstrahlte, und ihre allzeit heitere Zufriedenheit — ihr Gatte hatte sie in Verhältnissen zurückgelassen, die sie aller Not enthoben — wirkten ungemein wohltuend auf jeden, der in ihre Nähe kam.

So fühlte sich denn auch Dr. Karsten glücklich, wenn er mit Freds Freundin, wie sie sich gern nannte, in ein anregendes Gespräch vertieft am Strande entlang wandelte, während Fred sich mit Puck im weichen Sande herumbalgte oder, die kurzen Hosen noch höher heraufgestreift, im Wasser herumpatschte.

So war die Urlaubszeit verstrichen. Man rüstete bereits zum Aufbruch und freute sich darauf, in der gemeinsamen Heimat den begonnenen Verkehr fortzusetzen.

Da erkrankte Fred plötzlich. Der Arzt wurde geholt. Seine Diagnose lautete auf Masern.

Fred wurde ins Bett gepackt; an eine Abreise des kleinen Patienten war nicht zu denken.

Da war guter Rat teuer. Dr. Karsten konnte seinen Urlaub unmöglich länger ausdehnen, ihn rief die Berufspflicht zurück. Was also beginnen? Da erbot sich Frau Eisener, ihren kleinen Freund zu pflegen, bis sie ihn gesund dem Vater wieder zuführen könnte. Und dieser nahm das Opfer dankbar an, denn es gab für ihn keinen anderen Ausweg. Frau Eisener bedang sich nur aus, daß Ida, Dr. Karstens dienstbarer Geist, bei ihr bleibe, um ihr bei der Pflege des Kleinen behilflich zu sein.

Allein mit dieser Hilfe war's nicht weit her. Fred erwies sich, so leicht er auch sonst zu lenken war, als ein kleiner Eigensinn, er wollte während seiner Krankheit niemand anders um sich sehen als „Tante Martha", seine Freundin. So hatte diese, obwohl die Krankheit einen normalen Verlauf nahm, eine schwere, anstrengende Zeit, und sie atmete auf, als der Arzt endlich die Krankheit für überwunden erklärte und Fred in das Stadium der Rekonvaleszenz trat.

Es war an einem ungemütlichen, regnerischen Tage, als Fred zum ersten Male ein paar Stunden außer dem Bett verbringen durfte. Aber Fred fühlte sich im Zimmer nicht wohl, er verlangte von selbst wieder, als es zu dämmern begann, zu Bett gebracht zu werden. — Tante Martha saß bei ihm und lauschte auf die Atemzüge des kleinen Patienten. Da brach dieser plötzlich das Schweigen:

„Papa ist garstig zu mir!"

„Aber Fred, wie kannst Du so was sagen!"

„Nun ja, er kümmert sich ja gar nicht um mich; also ist er garstig zu mir!"

„Wenn Dein Papa könnte, würde er gern zu Dir kommen! Aber ein kleiner Junge darf überhaupt nicht von seinem Papa sagen, daß er garstig ist; man muß den Papa stets lieb haben!"

„Hast Du ihn denn lieb?"

„Ich habe ja keinen Papa mehr, kann ihn also auch nicht lieb haben!"

„Meinen Papa mein' ich doch!"

„Ach Fred, sei doch jetzt still; sieh, daß Du einschlafen kannst!"

„So — Du hast ihn also nicht lieb!"

„Aber Fred, wer sagt denn das — ich habe das doch nicht gesagt!"

„Also hast Du meinen Papa lieb?!"

Frau Eisener antwortete nicht. Die Wendung, die das Gespräch genommen, war ihr peinlich. Sie hoffte, durch ihr Schweigen Fred zum Einschlafen zu bringen. Aber darin hatte sie sich geirrt. Das kleine Hirn arbeitete weiter, und plötzlich richtete Fred die Frage an sie:

„Aber mich hast Du wenigstens lieb, nicht wahr?"

„Ja, mein Fred — Dich habe ich sehr lieb!"

„Lieber als Puck?"

„Jawohl, lieber als Puck! Viel lieber!" Sie fuhr ihm bei diesen Worten leise mit der Hand über die Stirn.

Fred ergriff diese Hand und hielt sie fest.

„Wenn Du mich so lieb hast, möchtest Du da nicht meine Mama werden? Ich habe ja keine mehr, und möchte doch wieder eine haben!"

Frau Eisener entzog ihm ihre Hand. „Fred, Du sollst jetzt nicht an alles mögliche denken! Das regt Dich nur auf! Schlafen sollst Du!"

Fred wandte den Kopf zur Seite. Sie hörte noch, wie er leise, mehr für sich als zu ihr, sagte: „Und ich würde Dich so lieb haben!" Und dann plötzlich erschauerte der kleine Körper in krampfhaftem Schluchzen. Und zwischendurch kam es stoßweise über Freds Lippen: „Keine Mama mehr — Papa weit fort — und Fred krank! Und nach einer Weile: „Also — Du willst nicht meine Mama werden?"

Da krampfte sich das Herz der Frau unter dem klagenden Ton des kleinen, lieben Patienten zusammen. Sie beugte sich über ihn und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn. Im selben Augenblick fuhr sie aber jäh zurück; sie hatte gefühlt, daß Freds Kopf brennend heiß war.

Noch ehe sie sich von ihrem Schreck erholt hatte, vernahm sie, daß draußen ein Wagen vorfuhr. Im nächsten Augenblick klopfte es leise an die Tür, und als Frau Martha ging, um zu öffnen, stand sie — Freds Vater gegenüber.

Dr. Karsten war durch tägliche kurze Berichte über Freds Befinden auf dem Laufenden gehalten worden. Bei seiner vorgesetzten Behörde war er um einen achttägigen Nachurlaub eingekommen und die Bewilligung war gleichzeitig mit der Meldung eingetroffen, daß Fred am nächsten Tag zum ersten Male das Bett verlassen dürfe. Da hatte er sich früh in die Bahn gesetzt und sich darauf gefreut, Fred bei seiner Ankunft außer dem Bett überraschen zu können. Er war daher nich

wenig betreten, als er jetzt die Freundin mit so ernstem, besorgten Gesicht vor sich sah.

Er reichte ihr die Hand und fragte beklommen: „Geht's dem Kleinen nicht gut?"

Frau Martha schüttelte mit dem Kopfe. „Bis vor einer Viertelstunde war sein Befinden ganz gut — jetzt hat er plötzlich wieder hohes Fieber."

„Papa — Du hier! Du bist also doch nicht garstig zu mir!"

Dr. Karsten trat an das Bett heran. „Aber mein lieber Junge, wie kommst Du denn auf solch dumme Gedanken? Weshalb soll ich denn garstig zu Dir sein? Ich habe Dich ja so lieb! Wir alle haben Dich ja lieb!"

Fred aber streckte wie abwehrend die Hand von sich. „Nein, Papa —

Tibetanische Lamas und Edelleute. (Siehe Seite 8)

Dr. Karsten trat an das Bett seines Kindes. Ein Blick auf das glühende Antlitz belehrte ihn, daß Frau Martha nicht zu schwarz gemalt hatte.

„Können Sie sich diesen plötzlichen Umschwung erklären?"

Frau Martha zuckte schweigend die Achseln.

„Es muß doch etwas vorgefallen sein. Hat der Kleine denn vielleicht etwas Unrechtes gegessen?"

„Nur, was ihm der Arzt erlaubt hat, sonst nichts!"

„Hat er das Zimmer verlassen?"

„Nein — er ist nicht vor die Tür gekommen."

„Oder hat er sonst eine Erregung gehabt?"

Da blieb Frau Martha die Antwort schuldig. Sie wich dem ängstlich fragenden Blick Dr. Karstens aus und trat an das Fenster.

Freds Vater folgte ihr dorthin und wiederholte eindringlich seine Frage, Frau Marthas Hände wie beschwörend in die seinen nehmend.

Da schlug sie die Augen nieder, und leise, kaum vernehmbar kam es über ihre Lippen: „Ja, Fred hat sich erregt. Er stellte mit einem Male ganz sonderbare Fragen, die ich ihm nicht beantworten konnte, und darüber wurde er so erregt.

„Fragen, die Sie nicht beantworten konnten? Darf ich nicht —"

„Nein, nein! Ich kann sie Ihnen nicht wiederholen!"

„Aber verehrte, liebe Freundin . . ."

Da regte es sich in Freds Bett. Der Kleine warf sich ein paarmal unruhig umher, dann richtete er sich plötzlich auf und blickte mit großen, flackernden Augen nach seinem Vater hin.

Häuser in Kyelang, West-Himalaya. (Siehe Seite 8.)

Tante Martha hat mich nicht lieb!"

„Doch mein Junge — erst recht!"

„Nein, Papa — das weiß ich besser! — Sie will ja auch nicht meine Mama werden!"

Dr. Karsten blickte fragend zu Frau Martha hinüber. Dann wandte er sich wieder zu dem kranken Kinde: „So, hat Tante Martha Dir das selber gesagt?"

Da stand plötzlich Frau Martha neben dem Bett. In tödlicher Verlegenheit beugte sie sich über ihren kleinen kranken Freund und drückte ihn sanft in die Kissen nieder. „Aber Fred . . .!"

„Also willst Du jetzt?" fragte dieser, wobei ein Lächeln der Zufriedenheit über sein Gesicht huschte.

„Möchtest Du es denn so gern?" fragte ihn da sein Vater.

„Ach ja — ich würde sie ja so lieb haben!"

„Nun, vielleicht tut Dir Tante Martha den Gefallen, wenn ich sie darum bitte!"

Er wandte sich der über und über erglühenden Frau zu und hielt ihr beide Hände hin. Und Tante Martha schlug ein. „Wenn ich unserm kleinen, lieben Fred einen so großen Gefallen damit tue . . .!"

Dr. Karsten jubelte frohlockend auf. „Den allergrößten wohl mir! — Nun, Fred, bist Du so zufrieden?" Fred richtete sich noch einmal auf. „Ja — nun wird es schön werden!"

Und dann ließ er sich wieder in die Kissen zurückfallen. „Jetzt will ich schlafen — gute Nacht, Papa — gute Nacht, Mama!"

Das sechste Gebot.

Skizze von H. Wilde.

(Nachdruck verboten.)

In das kleine, leere Wartezimmer des Doktor Kruschin trat seine Mutter. Auf ihren gramdurchfurchten Zügen lag ein stiller Friede. Sie kam aus der Kirche, wo sie eine Seelenmesse hatte lesen lassen. Ermüdet, durchfroren, sank sie in einen Sessel und saß dort, tief in Gedanken versunken, bis ihre Schwiegertochter Helene eintrat. Die junge blonde Frau mit dem stillen, sanften Gesicht, das von Seelenleiden und Kämpfen zeugte, trat zu der alten Dame und sagte:

„Kommen Sie, Mama, bei mir ist es wärmer als hier. Sie sind in der Kirche gewesen?"

„Ja, Kind, ich bat Gott für Ihre Seele und für uns alle um Gnade. Und Georg? Hat er keine Sprechstunde abgehalten?"

„Nein."

„Hat er sich eingeschlossen?"

„Ja . . . Eine Dame war da, die wollte ihn sprechen — ich ließ es aber nicht zu."

„Oh, — vielleicht war es eine Schwerleidende?"

„Möglich, ich kannte sie nicht. Ich wagte nicht, sie ihm zu melden. Sie wissen ja, daß er verboten hat, an diesem Tage jemanden zu ihm zu lassen."

„Ja, ja, mein Kind, ich weiß. Ich war allein in der Kirche. Nur noch eine junge Dame, ganz in Schwarz war noch da. Vielleicht war sie auch gekommen, für eine Seele zu beten . . . Die Jugend ist selten gläubig, man wird es erst später, wenn man die Leiden dieser Welt erduldet und alle ihre Schrecken erfahren hat. Dieser jungen Frau sah man es an, daß sie schon viel Schweres durchlebt hatte. Ganz bewegungslos stand sie da, sie schlug nicht das Kreuz, sie starrte nur immer vor sich hin . . .!"

„Sie hat vielleicht einen teuren Menschen verloren," sagte Helene.

„Zwei Menschen allein in einer leeren, schwach erleuchteten Kirche, unbekannt miteinander, müssen etwas Verwandtes fühlen," fuhr die Alte fort, „der Kummer führt die Menschen in die Kirche, und dort macht er sie gleich . . . Wenn die Steine der Kirchen reden könnten, von wieviel Gram, von wieviel Qualen könnten sie erzählen!"

Helene war aufgestanden und ging an das Fenster. In diesem Augenblicke sah sie eine junge, schwarz gekleidete Frau auf das Haus zukommen.

„Sehen Sie, Mama, da ist sie wieder," rief sie der Mutter zu.

Diese erhob sich und schaute auch hinaus.

„Das ist ja dieselbe Dame, die in der Kirche war! . . . Sieh nur, das starre, bleiche Gesicht! Vielleicht hat sie einen Schwerkranken hergebracht. Sie tritt ins Haus . . ."

Wenig später öffnete sich die Tür, und das junge Mädchen stand auf der Schwelle.

„Ich bitte nochmals, melden Sie mich dem Herrn Doktor — ich muß ihn sprechen."

„Sind Sie selbst leidend oder haben Sie einen Kranken?" fragte Helene.

„Ich selbst muß den Arzt konsultieren."

„Wir haben ja hier im Städtchen noch andere Aerzte, wollen Sie nicht lieber dort versuchen? . . .

„Nein, ich muß Doktor Kruschin selbst sprechen."

„Ich will es versuchen, aber ich glaube nicht, daß mein Mann heute jemanden empfängt," sagte Helene zögernd und verließ das Zimmer.

„Setzen Sie sich, bitte," sagte die alte Dame, „ich sah Sie diesen Morgen in der Kirche."

„Ja, Sie ließen eine Seelenmesse lesen?"

„Jedes Jahr an diesem Tage tue ich es."

„Sind Sie mit Doktor Kruschin verwandt?"

„Ich bin seine Mutter."

„Heute ist wohl in Ihrer Familie ein Gedenktag, und deshalb die Seelenmesse und kein Empfang beim Doktor?" Die junge Fremde sah die Alte forschend an.

„Ja, ein Gedenktag furchtbarer Art ist der heutige Tag für uns alle," sagte die Alte kummervoll und leise.

„Und doch waren Sie allein in der Kirche?"

„Ich bin allein von uns gläubig. Aber die andern können auch zu Hause an das Furchtbare denken, was vor Jahren am heutigen Tage geschah."

„Glauben Sie, daß Gott vergeben kann?" fragte das junge Mädchen unvermutet.

„Gewiß," sagte Frau Kruschin voll Überzeugung, „wo Er ist — ist kein Tod und keine Schwäche, also auch kein Rächer."

„Halten Sie die Rache für eine Schwäche?"

„Ja, allerdings, — für eine Seelenschwäche."

„Es kommt aber doch wohl darauf an, welcher Art die Rache ist," meinte die Junge, und ein harter Zug erschien im Gesicht.

„Mein ist die Rache, sagt uns die Schrift," erwiderte die Alte mit erhobener Stimme, dann horchte sie nach dem Korridor hin.

„Ich höre meinen Sohn kommen, Gott helfe Ihnen, liebes Kind," sagte sie und verließ mit müden Schritten das Zimmer.

Die Tür öffnete sich, und die hohe Gestalt des Arztes erschien im Zimmer.

„Sie wünschen mich zu sprechen? Sie sind fremd hier?" fragte er, und machte seiner Frau ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen, was diese auch tat, nachdem sie einen mißtrauischen Blick auf die bleich und regungslos dastehende Fremde geworfen.

„Ich bin gekommen, heute gekommen, um Sie, Doktor Kruschin, an den heutigen Tag zu mahnen. Ich bin Olga Kruschawin."

Der Doktor taumelte zurück und starrte das junge schöne Gesicht vor sich an.

„Ich bin ihr sehr ähnlich, finden Sie es nicht auch?" fuhr sie mit schneidendem Tone fort.

„Ja . . . allerdings . . ." Sein Atem ging schwer!

„Was denken Sie wohl, daß ich heute nach zehn Jahren von Ihnen will?"

„Mich richten . . . vielleicht — mich töten . . ."

„Sie irren sich nicht. Versuchen Sie auch nicht zu fliehen, es hilft Ihnen nichts," sagte sie drohend und schob die Hand in die Tasche.

„Ich bleibe," sagte er, nun vollkommen ruhig, „ziehen Sie den Revolver nur heraus. Töten Sie mich, ohne mich zu hören, wenn Sie es gerecht finden. Sie haben ein Recht, Blut für Blut zu fordern."

„Sie wollen mich mit Ihren Worten entwaffnen," sagte sie mißtrauisch.

„O, nein, ich erwarte Sie schon lange, ich wußte, daß Sie einst kommen mußten."

„Ihre alte Mutter war heute in der Kirche, sie ließ für meine Mutter eine Seelenmesse lesen. Und Sie, Sie verschließen sich vor den Menschen. Gewissensbisse quälen Sie. Heute vor zehn Jahren haben Sie meine Mutter getötet. Das Gericht sprach Sie frei. — Sie gingen und vergruben sich in diesem stillen Städtchen. — Sie haben geheiratet, sich ein Nest gebaut, sind glücklich! . . . Jedes Jahr an diesem Tage wird eine Seelenmesse gelesen für die Ermordete, und damit ist alles gesühnt, — alles ausgelöscht . . . Sie aber leben und werden leben, nachdem Sie einem Menschen das Leben genommen haben . . . Ihre Mutter sagt mir, Sie seien ungläubig, — was macht das? Wenn Sie gläubig wären, würden Sie auf die Barmherzigkeit Gottes rechnen, — ungläubig, wie Sie sind, sagen Sie sich: es ist nichts und wird nichts sein, warum also sich quälen?"

Er blieb stumm, und nur ein bitterer Zug erschien auf dem blassen Gesicht. Sie fuhr erregter fort:

„Sie sagen, daß Sie diese Begegnung erwartet haben. Also dachten Sie an mich. Haben Sie sich aber wohl einmal klar gemacht, was ich als Tochter in diesen Jahren gelitten habe? . . . Wie der Gedanke an die ermordete Mutter, erst undeutlich in der Kinderseele, wächst und wächst, bis das Gedenken an die Tote alle Eindrücke des Lebens verdunkelt. Man flieht alles — die Liebe, das Vergnügen, die Ruhe, — man hört immer nur die Stimme der Toten flüstern: „Mein Mörder lebt, willst Du vergessen? — vergeben? — ihn nicht suchen?" . . . Haben Sie wohl jemals daran gedacht? Oder dachten Sie, daß ich wie so viele alles aus meinem Gedächtnis löschen würde, Liebe und Glück genießen würde, um damit diese Stimme zur Ruhe zu bringen? Dann haben Sie sich geirrt, Herr Doktor Kruschin!"

Er sah ihr fest ins Auge.

„Warum, wenn Sie das alles wissen, — warum zögern Sie noch, mich zu töten?"

„Weil ich erst hören will, warum Sie meine Mutter getötet haben. Mein Entschluß ist unabänderlich, ich zögere nicht aus Feigheit, aber erst will ich klar sehen. Ich habe mich nach Ihnen in der Stadt erkundigt, man hat sie gelobt, nannte Sie einen Wohltäter der Armen. Dann sah ich dies stille Häuschen im Grünen, sah Ihre alte Mutter, das leidende Gesicht Ihrer Frau, — ich kam zu einem Mörder, und fand den Frieden! Darum will ich wissen: wie konnten Sie morden und dann so friedlich und glücklich leben?"

„Haben Sie denn nie etwas über die damaligen Vorfälle gelesen oder gehört?"

„O ja. Ich habe mir die Zeitungen aus jener Zeit verschafft. Ich las die Reden des Staatsanwalts und die des Verteidigers, und las, daß Sie selbst hartnäckig schwiegen . . . Warum schwiegen Sie? Warum hat der Staatsanwalt Sie, einen Mörder, so gnädig behandelt? Warum haben die Geschworenen Sie freigesprochen? War meine Mutter denn die Schuldige?"

Der Arzt sah das Mädchen an, das blaß, mit blitzenden Augen leidenschaftlich erregt vor ihm stand, und sagte:

„Sie sagen, Sie wollen, bevor Sie mich töten, mich erst hören, ich soll mich also verteidigen . . . Ich erkenne nur Sie allein als Richter über mich an, Sie allein können mich schuldig sprechen oder meine Tat entschuldigen. Sie gleichen ihr sehr — mir graut vor dieser Ähnlichkeit. Ich sehe mich wieder in dem Korridor des Theaters stehen — den Revolver in der Tasche — in jenem Augenblick einer verbrecherischen Schwäche —"

„Sie töteten aus Rache und nennen es Schwäche?"

„Ja, ja — was war es denn anders, — doch nicht Stärke? War es vielleicht nicht eine krankhafte Schwäche, diese ganze tolle, leidenschaftliche Liebe? Ich flehte um ihre Liebe und wußte doch, daß sie schon längst mich zu lieben aufgehört hatte, ich forderte Zärtlichkeiten und wußte doch, daß schon lange ein anderer sie genoß. Ich spürte ihr nach, ich unterschlug ihre zärtlichen Briefe an den andern. Und dann kam der Wahnsinn über mich — mit Blut wollte ich alles das löschen —"

Das Mädchen sah mit erlöschenden Augen auf die zusammengesunkene Gestalt des Arztes, und nur abgebrochen, atemlos, fragte sie:

„Sie — Sie wurden also von — ihr betrogen?"

Er antwortete nicht, sondern fuhr fort:

„Und dann das Erwachen aus diesem Traum — dies alles begreifen — klar sehen . . ."

„Und leben bleiben," fuhr sie mit ersterbender Stimme fort.

„Ja — und leben bleiben . . . eine zweite Schwäche, denn ich mußte mein Leben damals selbst enden . . . Und Sie können glauben, alles wäre vergessen? — Ach nein, das Verbrechen hat sehr lange, weit verzweigte Wurzeln, sie gehen tief, sie packen nicht nur den Täter, nein, auch seine ganze Umgebung . . . . Ja, dieses stille Häuschen im Schatten der Linden — scheint es nicht, als wohne hier das Glück? Nein, nie, nie war hier auch nur einen Augenblick das Glück! Zwei Frauen leben neben mir, beide barmherzig mit mir. Die Mutter lebt, betet und erwartet für den Sohn Vergebung der Sünde droben. Meine arme Frau hat selbst diesen Trost nicht! Das Gespenst der Toten verläßt uns nie!"

„Und Ihre Kinder?" fragte erschüttert das junge Mädchen.

„Wir haben keine, dürfen keine haben. Das sechste Gebot steht zwischen uns. Meine Frau hat wohl tapfer die Hand des Mörders genommen, — aber wie könnte dieser je ein Kind berühren, wie könnte er je von den Lippen seines Kindes den Spruch hören: Du sollst nicht töten!"

Er schwieg und sah vor sich hin, dann fuhr er fort:

„Das Leben ist nicht still in diesem Hause — die Stille kommt nur durch die Abwesenheit jeder Freude hinein . . . Sie kommen, einen schon halb Gestorbenen zu töten, es lohnt nicht, daß Sie durch eine solche Tat Ihr Leben verderben, geben Sie mir den Revolver, ich werde selbst Ihr Urteil ausführen!"

Leise hatte sich hinter den beiden die Tür geöffnet, und die Frau des Arztes stand auf der Schwelle.

„Verzeih, wenn ich störe . . . aber die Konsultation dauerte so lange, daß ich . . ."

„Sie ist gleich zu Ende," sagte das junge Mädchen. „Sehen Sie mich nicht so angstvoll an, bitte, — ich bin Olga Kruschawin."

Bei diesen Worten zog sie langsam den Revolver aus der Tasche. Mit einem Schrei sprang die Frau vor ihren Mann, wie um ihn zu schützen, und rief flehend:

„Töten Sie ihn nicht! Töten Sie mich!"

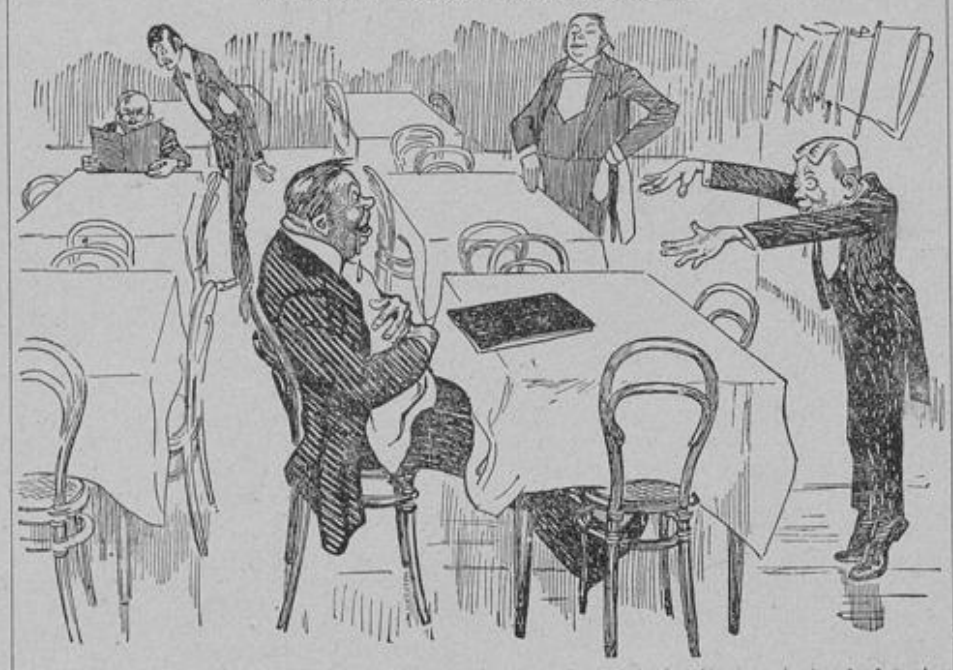
„Fürchten Sie nichts . . . Meine Kugel wäre barmherziger, als das Leben es war. Ich habe nichts mehr zu richten!"

Und den Revolver fallen lassend, verließ sie langsam das Haus.

Unsere Bilder.

Als ein Land, das es verstanden hat, sich gegen das Eindringen der Europäer bis jetzt fast gänzlich zu verschließen, ist Tibet zu nennen. Die Hauptstadt Tibets, Lhassa, gesehen zu haben, können sich nur wenige Reisende rühmen. Tibet bildet ein gewaltiges Gebiet Innerasiens zwischen dem 27. bis 36. Grad nördlicher Breite und 78. bis 99. Grad östlicher Länge v. G. Der Kulturzustand der tibetanischen Bevölkerung, zu der man auch die Bewohner des Brahmaputra- und Induotales sowie die des Himalayatales rechnen muß, läßt sich nur als Halbkultur bezeichnen. Die Tibeter unterscheiden sich in ihrer Haltung und Gestalt vorteilhaft von den Chinesen und eigentlichen Mongolen, obwohl sie mit ihnen die schwarzen kleinen Augen, vorspringenden Backenknochen, plattgedrückte Nase, den großen Mund und die dünnen Lippen gemein haben. Die aus trockenen Bruchsteinen ausgeführten Behausungen gleichen mehr Verteidigungstürmen als Wohnungen und sind von allen Seiten mit Düngerhaufen umgeben. Ihre Fensterverschläge werden mit Brettern verschlossen. Die Stallungen für Pferde, Rinder und Schafe liegen im Erdgeschoß, darüber die Wohnräume. Ganz absonderlich gestaltete, in Kyelang im West-Himalaya gebräuchliche Wohnhäuser zeigt unser Bild. Diese Wohnstätten sind übereinander an der Felswand aufgerichtet und lassen an Beschränkung und Dumpfigkeit nichts zu wünschen übrig. Unser zweites Bild stellt eine Gruppe von Edelleuten und Lamas (tibetanische Priester) mit metallenen Göttermasken dar. — Das Gemälde „Am Kamin", von dem wir unsern Lesern eine wohlgelungene Wiedergabe vorführen, entstammt dem Düsseldorfer Maler Carl Sohn, der als Porträt- und Genremaler einen guten Ruf genießt. Seine Genrebilder gingen zum Teil in Museen, zum Teil in Privatbesitz über; als gesuchter Porträtmaler wurde er an verschiedene Höfe berufen und malte unter anderen Persönlichkeiten die ehemalige Königin von England, den jetzigen König von England, die Großfürstin Sergius von Rußland und die Prinzessin Heinrich von Preußen. Seine drei Söhne ergriffen auch den Künstlerberuf und kamen schon mit 13 bezw. 14 und 15 Jahren auf die Akademie. — Das Bild „Holländische Wäscherinnen", das nach einem Gemälde von Gilbert von Canal (München) hergestellt ist, gewährt einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben eines holländischen Dorfes und gemahnt in der Stilechtheit seines Vorwurfes an Delfter Porzellanmalerei.

Aus einem Zukunfts-Restaurant.



Oberkellner (zum Pikkolo): Peperl, suggerier' dem Herrn ein Backhendl mit Gurkensalat!

Kunst und Künstler.

Kunst vermittelt nicht eine Vorstellung von einem schönen Dinge, sondern eine schöne Vorstellung von einem Dinge. Kant.

Man ist um den Preis Künstler, daß man das, was alle Nichtkünstler Form nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet. Nietzsche.

Die Kunst ist lange bildend, eh' sie schön ist; und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrhafter und größer als die schöne selbst. Goethe.

Es ist die erste Pflicht eines Bildes, ein Fest für die Augen zu sein. Delacroix.

Erst die Darstellungsweise gibt dem Gegenstand, dessen ethische oder poetische Bedeutung an sich ohne Wert, ja nur von Nachteil für die eigentliche Kunst ist, seine Wirkung und Verklärung. Denn nicht vom Stoffe selbst, nur von seiner Erscheinung hat die künstlerische Wirkung auszugehen. Kurt Münzer.

Die Kunst ist eine Frau, und rächt sich für jeden Gedanken, der nicht ihr gehört. Die Sehnsucht des Künstlers hat immer nur seinem Ziel, nie seinem Glück zu gelten. Kurt Münzer.

Das Gegenteil von Kunst ist die Art der Malerei, die sich durch stofflichen Inhalt in den Dienst des Philistertums stellt. Whistler.

Von Wert ist in der bildenden Kunst nie der Gedanke an sich sondern sein Ausdruck.

Der wunderbare Drang nach der Kunst, der nicht nur durch einzelne Menschen, sondern durch ganze Zeiten und Völker, ja wohl von jeher durch die gesamte Menschheit gegangen ist, läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß der Mensch, wie er für sich selbst nach Vollkommenheit strebt, so auch die Welt um sich in ihrer höchsten Vollendung haben möchte und sie in der erhöhenden und vervollkommnenden Kunst sucht. Kurt Münzer.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.